

Auf neuen Wegen zu einer alten Gattung

Was kann eine kulturanthropologisch orientierte Legendentheorie leisten?

Von Hans-Peter Ecker, Passau

Vorbemerkung

Dieser Beitrag teilt einige Voraussetzungen und Ergebnisse einer kürzlich abgeschlossenen, umfangreichen gattungstheoretischen Arbeit zur Legende mit.¹ Vom Hauptstrom vorliegender Arbeiten zur Legende unterscheidet sich jene Studie u. a. durch ihre konventionalistische wissenschaftstheoretische Grundhaltung, interdisziplinäre Anlage und kulturanthropologische Orientierung. Der traditionelle (christlich-mittelalterliche) Textkanon der Legendenforschung wird erheblich erweitert, um Genese, Grenzzonen und kulturspezifische Varianten der Gattung zu beleuchten. Weiterhin scheint es mir sinnvoll, einzelne Gattungen im Rahmen von Gattungsfächern zu betrachten; Aussagen zur Legende werden insofern von Aussagen zum Mythos, zum Märchen, zur Sage etc. begleitet. Diesem Grundsatz gemäß werden auch Hypothesen zur Entstehung und Veränderung der Legende mit solchen zur Genese, Variation und Wandlung des einschlägigen Gattungsfächers in einem ebenfalls dynamischen situativen Kontext kultureller Gegebenheiten (Komplexität und Differenzierungsgrad der Gesellschaft, vorhandene Institutionen, verfügbare Medien usw.) verknüpft.

Der hier vorgestellte Ansatz beansprucht, Vorarbeiten für eine allgemeine Gattungstheorie der Legende zu leisten; daß seine Herkunftsdisziplin die neuere deutsche Literaturwissenschaft ist, kann und soll nicht verborgen bleiben. Intensivere "Realisationsversuche"² habe ich selbst an neuzeitlichen, vorwiegend deutschsprachigen "hoch-literarischen" Legenden vorgenommen, partielle allerdings an einem sehr umfangreichen Textkorpus unterschiedlichster Zeitalter und Kulturkreise, worunter neben berühmten einschlägigen Sammlungen des christlichen Mittelalters beispielsweise auch rituelle Erzählungen australischer Aborigines, altägyptische Tempelreliefs, buddhistische Legenden, indianische Jagdgeschichten oder politische Anekdoten und Bio-

1 Im März 1993 unter dem Titel *Die Legende. Kulturanthropologische Annäherung an eine literarische Gattung* im J. B. Metzler-Verlag (= Germanistische Abhandlungen 76), Stuttgart und Weimar erschienen.

2 Zur Terminologie vgl. das nächste Kapitel!

graphien vertreten sind, aber auch aktuelle Zeitungsartikel, ja sogar Werbeanzeigen, sofern sie nur das Wortfeld der Legende benutzen.

A. Allgemeine gattungstheoretische Überlegungen

1. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen:

Induktionismus und Konventionalismus – zwei ehrenwerte Wege

Gattungstheorie wird in der Literaturwissenschaft üblicherweise induktivistisch betrieben, d. h. nach einer Methode, welche Gesetze aus einer Anzahl positiver Daten durch Generalisierung ableitet. Explizit konventionalistische Positionen sind dagegen in der Gattungsforschung wesentlich seltener vorzufinden, ihre theoretischen Axiome sind vergleichsweise unbekannt, ihre Methoden und Resultate werden von bekennenden Induktionisten oft als "spekulativ" im Sinne von "nicht empirisch" beargwöhnt – zu Unrecht, der Konventionalismus darf als "philosophisch einwandfreie Position" angesehen werden.³

Nach der Auskunft eines wissenschaftstheoretischen Wörterbuchs hebt der Konventionalismus die Bedeutung von *Festsetzung und Übereinkunft* als Voraussetzung wissenschaftlicher Erfahrung hervor. "Im Wort Konvention liegt sowohl eine antinaturalistische wie eine kollektivbezogene Bedeutung, wobei die letztere so gut wie unbeachtet blieb. Der K[onventionalismus] steht im Gegensatz zu den realistischen Abbildtheorien."⁴ Übereinkünfte unterschiedlichster Art bestimmen unser ganzes sprachliches und handlungspraktisches Alltagsleben, wie auch von nicht-konventionalistischen Theorien bereitwillig anerkannt wird. Demgegenüber bezieht sich der eigentliche Konventionalismus auf den Status wissenschaftlicher Theorien.

Eine bestimmte Logik, Geometrie oder physikalische Theorie wird nach Auffassung der Konventionalisten nicht akzeptiert, weil sie wahr wäre ('mit der Wirklichkeit übereinstimmt'), sondern weil sie besondere Vorzüge für die Ordnung von Tatsachen hat. Eine Theorie stellt ein subjektives Ordnungsschema dar, das gemäß Einfachheit, Ökonomie, Erklärungskraft usw. zu beurteilen ist, nicht aber gemäß Wahrheit und Falschheit.⁵

3 Vgl. Imre Lakatos: Die Geschichte der Wissenschaft und ihre rationalen Rekonstruktionen. In: Kritik und Erkenntnisfortschritt. Hrsg. von J. L. und Alan Musgrave. Braunschweig 1974 (= Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie 9), S. 271-311, bes. S. 276.

4 Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe, Bd. 2. Hrsg. von Josef Speck. Göttingen 1980 (= UTB 967), S. 348.

5 Ebd.

Einige Vertreter dieser Richtung sind sogar der Ansicht, daß eine wissenschaftliche Theorie mehr oder weniger erfahrungsunabhängig sei.⁶

Eine wissenschaftliche Generalisierung behaupte demnach nicht das Bestehen eines unkonditionierten Sachverhalts, sondern die Abhängigkeit einer gewissen Gegebenheit von der Erfüllung bestimmter Vorbedingungen: Falls eine allgemeine Aussage A einmal empirisch *nicht* bestätigt wird, kann daraus nicht auf die Falschheit von A geschlossen werden, sondern lediglich auf die Nichterfüllung erforderlicher Konditionen oder die Existenz bestimmter Störfaktoren. Freilich ist der Konventionalismus deswegen noch nicht der Meinung, daß wissenschaftliche Theorien beliebige Festsetzungen und wissenschaftliche Rationalität bloße Willkürakte darstellten. Er begründet wissenschaftliche Allgemeinaussagen durch "Realisation" und "Exhaustion". Die "Realisation" einer Theorie findet statt, wenn es gelingt, den behaupteten Sachverhalt erfolgreich zu exemplifizieren; treten dabei Schwierigkeiten auf, muß die Theorie "exhaustiert", d. h. durch zusätzliche Aussagen spezifiziert werden. In diesem Sinne scheint es sogar sachgerecht, den Falsifikationismus des dezidierten "Anti-Konventionalisten" Popper⁷ als eine konventionalistische Variante zu werten.

2. Einige Grundprobleme literaturwissenschaftlicher Gattungsforschung

"Gattungen" sind unter anderem Kategorien zur Klassifikation von Texten als Gegenständen der Literaturwissenschaft. Sie zählen nach einer verbreiteten Ansicht neben den Epochenbegriffen zu deren nützlichsten Ordnungsfaktoren. Ich verwende den Gattungsbegriff im folgenden als Sammelbegriff zur Bezeichnung unterschiedlich begründeter und strukturierter Gruppierungen von Texten; da ich hier – auch im Hinblick auf den Gegenstand *Legende* – keine Abgrenzung von Literatur und Nicht-Literatur vornehme, verwende ich die Begriffe "Gattung" und "Textsorte" synonym.

Gattungsbegriffe dienen freilich nicht nur der Gliederung und Einteilung von Informationen. Das Denken in und mit Gattungsbegriffen beherrscht über die operationale Äquivalenz "Eigenschaft = Klasse" unser gesamtes

6 Nach Willard Van Orman Quines Ansicht (Zwei Dogmen des Empirismus. In: Zur Philosophie der idealen Sprache. Hrsg. u. übers. von Johannes Sinnreich. München 1972 [= dtv 4113], S. 167-194) ist keine isolierte Theoriekomponente dem Urteil der Erfahrung ausgesetzt, nach Imre Lakatos (Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Kritik und Erkenntnisfortschritt, Anm. 2, S. 89-189) wird lediglich der sog. Schutzgürtel von Forschungsprogrammen von empirischen Befunden tangiert, nie aber eine einzelne Theorie.

7 Gleichwohl räumte Popper dem Konventionalismus den Status einer nicht zu widerlegenden Metatheorie wissenschaftlicher Erfahrung ein.

Agieren. Nach einem bestimmten Typus von Logik, der sogenannten "Identitäts-" oder "Mengenlogik", welche wir unzulässigerweise für *die* Logik schlechthin halten, gehen wir davon aus, daß der Besitz einer Eigenschaft eine Klasse definiere bzw. umgekehrt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse auch zwingend eine bestimmte Eigenschaft festlege. Innerhalb eines solchen Denkens ist es selbstverständlich ausgesprochen nützlich, über allgemeines "Gattungswissen" zu verfügen.

Der Gattungsbegriff taucht in so unterschiedlichen Wissenschaften wie der Biologie, der Soziologie oder der Logik in einer ähnlichen kategorialen Funktion auf wie in der Literaturwissenschaft. Obwohl der gleiche Name solches suggeriert, sind literarische Textsorten nun aber strukturell nicht mit beispielsweise botanischen Gattungen gleichzusetzen. Jene formen nämlich weder ein geschlossenes System abstrakter Idealtypen, noch existieren sie in irgendeinem dinglichen Sinne unabhängig von ihrer Verwirklichung durch Autoren, Bibliothekare, Buchhändler, Leser, Zensoren oder wissenschaftliche Rezipienten. Da sie auch keinen Niederschlag genetischer Programme oder ewiger, interkulturell gültiger literarischer Naturgesetze bilden, sind sie historischen Wandlungen sowie individuellen und kulturellen Variationen und Vermischungen ausgesetzt. Darin liegt für eine bestimmte Textsorte nun nicht nur die Gefahr ihrer Auflösung, sondern auch die Chance der Erneuerung und Anpassung an veränderte Kontextbedingungen begründet. Ferner stellt sich der Umgang mit "fossilen" Objekten in naturwissenschaftlichen Disziplinen bemerkenswert anders dar als in der Literaturwissenschaft: Während etwa zoologische Relikte vergangener Zeiten für eine rezente Lebensgemeinschaft (im großen ganzen gesehen) irrelevant, "tot" sind, besitzt "fossile Literatur" eine erstaunliche Vitalität; historische Texte sind auf weit auseinanderliegenden Stufen literarischer Gattungssysteme zugleich präsent und formprägend wirksam.

Angesichts dieser Sachlage und einer chaotischen Vielfalt literaturwissenschaftlicher Gattungsbegriffe⁸ zieht Ulrich Suerbaum die anscheinend angemessene Konsequenz: Man müsse darauf verzichten, durch eine scheinpräzise Terminologie die Existenz eines hierarchisch organisierten Systems "reiner" Gattungen innerhalb der Textwissenschaften vorzutäuschen.⁹ Vielleicht wird damit aber auch der legitime Anspruch einer Fachwissenschaft

8 Wolfgang Victor Ruttkowski (Die literarischen Gattungen. Reflexionen über eine modifizierte Fundamentalpoetik. Bern und München 1968, S. 15) spricht unter Hinweis auf Albert Guérard, *Introduction to World Literature, 1940* (bes. Chapter XI, *The Theory of Literary Genres*) von rund zweihundert Standardtypen. Ein universales Kombinationschema aller *denkbaren* formalen, stofflichen und inhaltlichen literarischen Variationen hätte Tausende von Typen zu berücksichtigen.

9 Vgl. Ulrich Suerbaum: *Text und Gattung*. In: *Ein anglistischer Grundkurs zur Einführung in das Studium der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Bernhard Fabian u. a. 3. verb. Aufl. Wiesbaden 1979 (= *Schwerpunkte Anglistik 5*), S. 71-95, bes. S. 78f.

auf ein brauchbares Ordnungsraster für ihren Gegenstandsbereich zu schnell aufgegeben; bedenklich ist insbesondere der Versuch, den Status quo *von der Sache her* zu rechtfertigen.

Gegen die Möglichkeit systematischer Ordnungskategorien für literarische Phänomene werden von Suerbaum *Objekteigenschaften* angegeben. Die Literatur könne kein geschlossenes Eigensystem bilden, da sie über keine eigene Sprache verfüge und sich als geschichtlicher Gegenstand einem systematischen Zugriff verweigere. Unter der Hand wird hier aus der Not eine Tugend: "Es wäre falsch, diese Offenheit der Literatur und ihrer Gattungen als einen Mangel zu betrachten. Gerade das Fehlen fester Grenzen fördert die Flexibilität der Gruppenbildung innerhalb der Literatur und die enge Verflechtung zwischen Sprachkunst und Normalsprache."¹⁰ M. E. trennt diese Argumentation zu wenig zwischen Objekt- und Metasprache. Es erscheint mir dagegen plausibler, daß auch und gerade die Darstellung komplexer, diskontinuierlich verteilter und historisch veränderlicher Gegenstände auf systematische Kategorien angewiesen ist.

Das schwierigste und nach wie vor ungelöste theoretische Grundlagenproblem der Gattungsforschung, das in aller Regel von Literaturwissenschaftlern ignoriert wird, besteht vermutlich in ihrer unauflösbaren Verstrickung in jenes "mengenlogische" Denken, das wesentliche Dimensionen einer jeden Sprache und Lebenspraxis determiniert, dessen Grenzen aber inzwischen von der modernen Wissenschaft in vielen Bereichen (Elementarteilchenforschung, Selbstorganisation des Lebens, Theorie des kosmischen Feldes, des Unbewußten usw.) aufgewiesen worden sind.¹¹ Diese Problematik kann hier nicht annähernd adäquat dargestellt werden, ihre Entfaltung (von Lösung ist gar nicht zu reden!) muß ohnehin den Spezialisten überlassen werden. Hingewiesen sei lediglich auf ein zentrales und für die Gattungstheorie entscheidend wichtiges Axiom jener Logik, demzufolge die Existenz *überregionaler* Begriffskategorien angenommen wird, welchen ohne Rücksicht auf den Typus des betrachteten Gegenstands *überall der volle Sinn* zukomme.

Das herkömmliche Denken muß also in der Tat behaupten, der Ausdruck "ein" habe den nämlichen Sinn, gleichviel, ob es sich um einen Hilbert-Raum, eine Fabrik, eine Neurose, eine Schlacht, einen Traum, [...] eine Ameise, eine Revolution oder ein Werk handelt. Es muß so tun, als habe "zugehören" in allen Bereichen und Instanzen, in denen man von einem "Zugehörigkeitsver-

10 Ebd., S. 77.

11 Eine hübsche literarische Auseinandersetzung mit einigen ganz praktischen Konsequenzen eines mengenlogisch-beschränkten Denkens führt Dante Andrea Franzetti in seinem Essay *Letzter Tango auf eine schweizerische Eigenart*, in: *Geschichten aus einem ereignislosen Land*. Schweizer Literaturtage in Marburg. Hrsg. von Wilhelm Solms. Marburg 1989 (= Marburger Literaturforum 1), S. 91-97.

hältnis" sprechen kann, dieselbe Bedeutung; und so fort. Nun sind diese Behauptungen augenscheinlich und unmittelbar falsch. [...] Den Sinn der "organisierenden Form" inspiriert immer auch das, was sie organisiert. Andernfalls könnten wir das Seiende auf wahrhaft beliebige Weise organisieren. Wir wissen jedoch genau, daß das nicht stimmt. Wir können die Kategorien nur dann für eindeutig nehmen, wenn wir gleichermaßen Abstand und Beziehung zwischen Denken und Sein unterschlagen.¹²

In diesem Falle wäre das Seiende ein zu nichts verpflichtendes Chaos, mit dem das Denken beliebig umgehen kann, in jenem mit dem Denken selber identisch. Beides ist nicht akzeptabel, "die Kategorien sind also wesentlich vieldeutig, ihre Bedeutung wird durch das Bedeutete mitbestimmt".¹³ Aus dieser Überlegung resultieren weitreichende Folgerungen für die wissenschaftliche Praxis, darunter z. B. die jedem theoretischen Ehrgeiz kraß widerlaufende Auffassung, daß weder eine allgemein-systematische Kategorie noch gar eine wissenschaftliche Sprache entwickelt werden könne, die für mehrere "große Objekte" (z. B. Ökonomie und Recht) Geltung beanspruchen darf. Konkret bedeutet die These von der *regionalen Verschiedenheit alles Gegebenen*, daß praktisch jedes Wort einer theoretischen Studie neu definiert und auf seine spezielle kontextuelle Geltung hin festgelegt werden müßte.

Der Gattungsforscher steht hier praktisch vor der Frage, ob er sein Projekt nicht abbrechen soll, um sich statt dessen der Entwicklung einer anderen Logik und einer neuen Beschreibungssprache zu widmen. Ich habe mich an dieser Stelle vor einigen Jahren dazu entschlossen, die philosophische Grundsatzdiskussion auszuklammern und meine Arbeit fortzusetzen; eine gewisse pragmatische Rechtfertigung kann vielleicht aus dem institutionellen Charakter arbeitsteiliger Wissenschaft abgeleitet werden, deren Weiterführung zwar auf Paradigmenwechsel, daneben aber auch auf Kontinuität angewiesen ist – weniger hinsichtlich der Lösungen als vielmehr der Problemdefinitionen, des Sprachgebrauchs und der benutzten Logik.

3. Zu möglichen Zielen literaturwissenschaftlicher Gattungsforschung

Im mengenlogischen Denken, das hier nicht aus seinen Angeln gehoben werden kann, schließen sich Einzeltexte zu Gattungen zusammen, und alltags-sprachliche Textklassen bilden wie literarische Gattungen wiederum entsprechende Textklassen-Systeme oder "Gattungsfächer". Diese Formulierung tendiert zu einer eigentlich unzulässigen Verdinglichung, da sie Gattungen zu

12 Cornelius Castoriadis: *Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft*. Frankfurt 1983 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 435), S. 187f.

13 Ebd., S. 188.

Aktivisten des Literaturbetriebs personalisiert. Tatsächlich kürzt der Satz nur eine umständlichere Ausdruckweise für den intendierten Sachverhalt ab: Alle möglichen Sprachbenutzer, welche sich mit Hilfe von Gattungsbegriffen in der unüberschaubaren Masse sprachlicher Äußerungen zurechtzufinden trachten, orientieren sich in der kleineren Masse von Gattungsbegriffen, indem sie diese zu mehr oder minder durchstrukturierten Gattungssystemen ordnen.¹⁴

Nach einer der plausibleren Vorstellungen des Poststrukturalismus leben Autoren, Leser, Kritiker in einem großen *Universum der Texte*, das freilich für jeden einzelnen unterschiedlich abgeschattet ist. Dennoch funktioniert im Alltag die intersubjektive Kommunikation recht gut. So liegt die Annahme nicht fern, daß einzelne Individuen einer bestimmten Kultur im Laufe ihrer Sozialisation ein ungefähr gleichartiges Texttypenwissen erwerben und ähnliche (naive) Klassifizierungsfähigkeiten ausbilden. Für alltagssprachliche Textklassen arbeitet das intuitive Klassifikationsvermögen meistens hinreichend präzise und aus naheliegenden Gründen zuverlässiger als für literarische Spezialfälle: "es versieht uns für alle relevanten Situationen mit antizipierbaren Verhaltens- und Vertextungsregeln. Wir können in unserem Lebensbereich immer sagen, das ist angemessen oder das ist nicht angemessen gesagt."¹⁵ Daneben bleibt aber anzumerken, daß die Benennungsmöglichkeit entsprechender kommunikativer Ganzheiten mit jenem Klassifizierungsvermögen keinesfalls Schritt hält.

Reflektiertes Klassifizieren und Benennen von Textsorten sieht sich demnach auf kursierende Gattungsnamen, virtuelle Konstituenten und empirische Manifestationen solcher Konstituenten verwiesen. So weiß man kaum etwas über die physiologischen Voraussetzungen der vergleichsweise zuverlässig funktionierenden *intuitiven Kompetenz* unserer Klassifizierungsfähigkeit, die nur aus ihren Ergebnissen erschließbar ist und mit einer ebenfalls virtuellen *intuitiven Gattungsvorstellung* korrespondiert. Kompetenz bzw. Vorstellung manifestieren sich allerdings konkret, nämlich *positiv in normgerechtem sprachlichem Verhalten*, aber auch *negativ* in verschiedenartigen Irritationen intersubjektiver Kommunikation. In einem begrenzten Maße können intuitive Sprachbenutzer sogar über Kriterien Auskunft geben, nach denen sie Textklassifikationen vornehmen.

Der Gattungsforschung stellt sich die Aufgabe, eine bestimmte intuitive Gattungsvorstellung mit Hilfe reflektierter Kriterien¹⁶ auf den Begriff zu

14 Horst Steinmetz: Historisch-strukturelle Rekurrenz als Gattungs-/Textsortenkriterium. In: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979. Hrsg. vom Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten. Berlin 1983, S. 68-88, vgl. S. 74ff.

15 Hugo Steger: Über Textsorten und andere Textklassen. In: Textsorten und literarische Gattungen (Anm. 14), S. 25-57, vgl. S. 30.

16 Mögliche Kriterien klassifiziert Steger (Anm. 15), S. 41.

bringen. Ferner sollte sie für diesen Begriff eine geeignete *Bezeichnung* einführen, die es innerhalb der wissenschaftlichen (künstlichen) Sprache erlaubt, präzise Referenzbeziehungen herzustellen. Bei der Lösung dieses Problems sieht sich Gattungsreflexion zunächst auf einen unsystematischen und unscharfen Gebrauch von Textklassen-*Namen* verwiesen, von dem sie allerdings bei ihrer theoretischen Begriffsbildung auch nicht absehen darf, will sie nicht ihren Gegenstandsbezug riskieren.

Jede Erforschung der Textklasse *Legende* hat sich nicht nur mit einer besonders unscharfen alltagssprachlichen Namensverwendung, sondern auch mit einer uneinheitlichen intuitiven Textklassifikation auseinanderzusetzen, wodurch normgerechtes sprachliches Verhalten in diesem Zusammenhang ausgesprochen schwierig zu bestimmen ist.¹⁷ Außerdem treffen schon im allgemeinen Begriff dieser Gattung verschiedene Geltungsbereiche möglicher Texttypologien (kommunikative Dimensionen) simultan zusammen, und für einzelne situativ gebundene Manifestationen verkompliziert sich die Lage zusätzlich.

Der Untersuchungsgegenstand *Legende* mit seiner spezifischen Klassifikationsproblematik begünstigt mein generelles Anliegen, Gattungsbegriffen und Gattungskriterien weniger als Ordnungskategorien Wert beizumessen denn als *analytischen Werkzeugen für den produktiven, distributiven und rezeptiven Umgang von Menschen mit Texten*. Bei der Konstruktion von Gattungskriterien kommt es mir im Hinblick auf zukünftige Applikationen weniger darauf an, einen bestimmten Text eindeutig in dieser oder jener Schublade ablegen zu können, als darauf, Beobachtungen an und Aussagen zu hochkomplexen, "sperrigen", vielleicht auch *zwischen* den etablierten Gattungen angesiedelten Texten zu ermöglichen. Solche Texte sind in der Gruppe neuzeitlicher literarischer Legenden zahlreich vertreten.

B. Zur Situation der Legendenforschung

1. Probleme, Desiderate, Ansatzpunkte für neue Wege

Die Prozedur der Literaturwissenschaft schreitet in drei Abteilungen daher: Theorie, Interpretation und Geschichte. Das Vorankommen ist nicht zuletzt von der Koordination der Bewegungen abhängig. So sollten Gattungstheorie, Gattungsgeschichte und eine gleichermaßen gattungsgeleitete wie gattungs-

¹⁷ Selbstverständlich treten ähnliche Situationen auch bei anderen Gattungen auf; vgl. etwa Stephan Fedler: *Der Aphorismus. Begriffsspiel zwischen Philosophie und Poesie*. Stuttgart 1992 (= M&P Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung).

erhellende Einzeltextinterpretation einander harmonisch befördern; tatsächlich aber bewegt man sich keineswegs im Gleichschritt. Jede Kolonne folgt ihrer eigenen Heiligenfigur und pflegt ihre eigene Liturgie.

Die aktuelle Situation der schon zwischen verschiedenen Disziplinen wie mediävistischer und neuzeitlicher Literaturwissenschaft, Volkskunde, Religionssoziologie, Theologie usw. zersplitterten Legendenforschung scheint dabei vielleicht noch ein wenig heillosler als die generelle Lage des gattungstheoretischen Diskurses. Empirisch-historische Detailforschung zur Legende und allgemeine Textsortentheorie stehen einander heute denkbar fern. Innerhalb der Literaturwissenschaft dominiert die mediävistische Legendenforschung mit der Konsequenz, daß die dort an christlich-mittelalterlichen Modellen (induktionistisch) entwickelten Gattungsvorstellungen neuzeitlichen literarischen Legenden bzw. legendenartigen Texten nicht gerecht werden können. Umgekehrt ignoriert die Gattungstheorie der neuzeitlichen Germanistik diese Textsorte weitgehend, obwohl sich erstrangige Autoren wie Heinrich von Kleist, Gottfried Keller, Thomas Mann oder Bertolt Brecht in diesem Feld bewegt haben. So kommen weder von der Gattungstheorie der Legende Impulse für die Interpretation etwa der Kleistschen *Cäcilienlegende*, noch empfängt umgekehrt die Legendentheorie Anregungen von den zahlreichen Interpretationen beispielsweise der Kellerschen *Sieben Legenden*. Eine Folge dieser Situation ist der schleichende Statusverlust der Legende im Spektrum literaturwissenschaftlicher Forschungsgegenstände seit einigen Jahrzehnten.

Aber auch außerhalb der Legendenforschung ist die gattungstheoretische Diskussion beinahe allerorten von Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Gattungstheoretikern und -historikern gekennzeichnet¹⁸, deren Bezugsbegriffe zwar gleich lauten, deshalb aber noch nicht kompatibel sein müssen. Das Dilemma der Begriffsbildung besteht darin, daß die gattungstheoretisch prägnanten Termini durch gattungshistorisch unbefriedigende Verallgemeinerungen in Mißkredit kommen, Nähe zu den empirischen Phänomenen umgekehrt aber wieder auf Kosten einer überschaubaren Zahl von Gattungsnamen geht. Den vermeintlichen Auswegen einer Form- oder Strukturgeschichte, die sich auf der Basis konstant gehaltener Funktionen der Polymorphie von Gattungen widmet bzw. einer Funktionsgeschichte, welche umgekehrt die Form konstant hält und Polyfunktionalität betrachtet, stellt Gumbrecht drei Argumente entgegen: Beide Ansätze definierten ihre "Konstanten" mit Hilfe ahistorischer Abstraktionen; ihre historiographischen Kon-

18 Schon Klaus W. Hempfer (Gattungstheorie. Information und Synthese. München 1973 [= UTB 133]) spitzte seine Darstellung historischer Gattungstheorien und -poetiken auf die Fragen nach dem Verhältnis zwischen Gattungsexemplaren und Gattungsuniversalien zu; vgl. auch Steinmetz (Anm. 14), S. 68f.

strukturen entfernten sich von belegbaren Traditionszusammenhängen, und schließlich könne die Formgeschichte ihr Textkorpus nicht ohne einen problematischen Interpretationsvorgriff erstellen.¹⁹

Aber auch der Vorschlag von Jauss, Gattungen als "Gruppen oder historische Familien" empirisch auszugrenzen, führt nicht aus der Misere. Dieser Weg ist nicht nur gattungstheoretisch unbefriedigend, sondern belastet auch die Gattungsgeschichte mit prinzipiellen Problemen: "zum ersten fehlt nun der systematische Ort für ein invariantes *tertium*, das es ermöglichte, verschiedene historische Reihen aus verschiedenen kulturellen Kontexten unter komparatistischer oder kulturtypologischer Perspektive aufeinander zu beziehen; zweitens erschwert eine Singularisierung der gattungsgeschichtlichen Evolutionsstränge die wechselseitige Zuordnung ihrer chronologisch jeweils gleichzeitigen Glieder in synchronisch zu beschreibenden literarischen Systemen; drittens stellt sich mit dem Verzicht auf [...] Konstanten [...] die Frage nach der Auffindbarkeit einer *in re* gegebenen Einheit von Gattungsgeschichten, die es erlaubte, struktural oder funktional je verschiedene Texte denselben geschlossenen Entwicklungssträngen zuzuordnen."²⁰

Dammanns radikale Lösung, auf eine Auszeichnung des Einzeltextes ganz zu verzichten und als wissenschaftliche Objekte der Literaturwissenschaft nicht mehr das Einzelwerk in seiner Besonderheit, sondern nur noch solche Elemente und Strukturen anzusehen, "die einer jeweiligen Anzahl von Einzeltexten – unter Abstraktion von den nicht-rekurrenten Eigenschaften dieser Einzeltexte – gemeinsam zukommen"²¹, ist konsequent, freilich auch mit einem gewissen Bruch der Fachtradition verbunden. Mir liegt nun keineswegs daran, mit Dammann für eine Neuorientierung der gesamten Literaturwissenschaft in Richtung einer Art Ethnologie zu fechten, aber seine Bestimmung des literaturwissenschaftlichen Objektbereichs ist mit der Ausrichtung meiner Gattungsstudie gut verträglich: Es geht um Genres als synthetische "Modelle aller relevanten Elemente und Strukturen der jeweils repräsentierten Werke"²². Auch seinen noch weiter reichenden Aufforderungen, Genres als Komplexionen von Textkonstituenten überregionaler, größerer historische Abschnitte umfassender Art aufzufassen und auf lebenspraktische Interessen zu beziehen, kann ich zustimmen.

19 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: Faszinationstyp Hagiographie. Ein historisches Experiment zur Gattungstheorie. In: Deutsche Literatur im Mittelalter: Kontakte und Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken. Hrsg. v. Christoph Cormeau. Stuttgart 1979, S. 37-84, vgl. S. 39.

20 Ebd., S. 40f.

21 Günter Dammann: Was sind und wozu braucht die Literaturwissenschaft Genres? Thesen zum Verhältnis von Generizität und Einzelwerk. In: Textsorten und literarische Gattungen (Anm. 14), S. 207-220, vgl. S. 217.

22 Ebd., S. 218.

Konkretere Formulierungen findet Horst Steinmetz, indem er an Bourdieu bzw. Panofskys "Habitus"-Begriff anknüpft. Alle möglichen Institutionen der Gesellschaft, insbesondere solche der Sozialisation, vermitteln Auffassungen und Deutungsmuster von "Welt", die auf Literatur angewandt werden können und Voraussetzungen für Gattungsklassifikationen schaffen. Bestimmte Welt- oder Wirklichkeitsentwürfe stehen nach dieser Interpretation hinter den Gattungskonzepten, welche mit rekurrenten Textstrukturen korrespondieren und aufgrund solcher Rekurrenzen identifiziert werden können.

Auch die wissenschaftliche Legendenforschung hat sich, sofern sie über allgemeine Züge ihres Gegenstands nachdachte, in das oben beschriebene Dilemma der Gattungsreflexion zwischen den Forderungen von Theorie und Geschichte nach Kräften verstrickt; sie suchte nach Konstanten bzw. bildete historische Reihen ideologischer, stofflicher und motivischer Verwandtschaft. Wenn man die Reflexionen Herders und der Romantiker über die Textsorte hier einmal ausklammert, beginnt die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Legende in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Da an der einschlägigen Forschung eine Reihe verschiedener Disziplinen mit spezifischen Vorannahmen und Interessen beteiligt waren und sind, folgen die einzelnen Ansätze höchst unterschiedlichen Methoden und kommen zu durchaus verschiedenartigen Ergebnissen.

Selbstverständlich baut meine Arbeit – unbeschadet aller Suche nach neuen Wegen – auf diesen Ergebnissen auf; deren möglichst umfassende Integration in einen theoretischen Gesamtzusammenhang ist sogar ein wesentliches Ziel. Von den zahlreichen Anregungen, die ich produktiv aufnehmen konnte, seien hier nur zwei Gegenpole erwähnt: Ausgesprochen nützlich waren für mich einerseits die einschlägigen Arbeiten Hellmut Rosenfelds in einer kontrastiven Funktion zu meinem eigenen Gattungsentwurf, andererseits (und nun in positiver Weise) ein Konzept Hans Ulrich Gumbrechts, das den Geltungsbereich des von Hugo Kuhn auf die besonderen Verhältnisse der Literatur des 15. Jahrhunderts gemünzten Begriffs "Faszinationstyp" auf die diachrone Achse der Literaturgeschichtsschreibung ausdehnt.²³

Hugo Kuhn spricht im Hinblick auf die spätmittelalterlichen Verhältnisse gezielt von *Faszinations-* statt von *Funktionstypen*, um dem geringen Grad an Bewußtheit und reflexiver Verfügung der damaligen Kommunikationsteilnehmer über die Motive ihres kommunikativen Verhaltens Rechnung zu tragen. Der Begriff *Funktion* verweise dagegen assoziativ auf bewußt ver-

23 Hugo Kuhn: Versuch über das fünfzehnte Jahrhundert in der deutschen Literatur. In: H. K.: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters. Tübingen 1980, S. 77-101.

folgte Interessen²⁴ und verfehle das “unreflektierte Gebanntsein” mittelalterlicher Rezipienten durch bestimmte Stoffbereiche. Gumbrecht übernimmt diese Terminologie, definiert *Faszination* “als ein noch nicht oder nicht mehr bewußtes Gerichtetsein auf je bestimmte Probleme und Phänomene”²⁵ und *Faszinationstyp* als das

Verhältnis zwischen einem reflexiv nicht erfaßten Gerichtetsein auf je bestimmte Probleme und Phänomene und der Gesamtheit der struktural verschiedenen Präsentationsformen eben dieser Probleme und Formen [...]. Vom Begriff ‘Faszinationstyp’ werden fixierte Einstellungen (statt historisch spezifischer Funktionen) an weite Stoffbereiche (statt determinierter Strukturformen ihrer Präsentation) gebunden.²⁶

Gumbrecht überprüft sein Konzept an der hagiographischen Literatur, weil er dort ein Auseinanderklaffen der reflektierten und der intuitiven Textklassifikation bemerkt. Diese Beobachtung ist m. E. in ihren theoretischen Konsequenzen kaum zu überschätzen. Intuitiv wird in diesem Bereich beispielsweise die Affinität von Gattungen wie *Märtyrerakten*, *Heiligenviten*, *Mirakeln* oder *Apotheosen* erfaßt, während die reflektierende Textsortentheorie diesen Zusammenhang zerreißt. An den eigenen Ansatz stellt Gumbrecht eine doppelte Forderung: das Konzept müsse verwandte Gattungen durch einen gemeinsamen Bezugspunkt einem einzigen Texttypus zuweisen, aber gleichzeitig von diesem Bezugspunkt aus auch wieder sozialhistorisch relevante Differenzen zwischen Subgenres erfassen können. Sein konkretes Lösungsangebot für die Gattungsbestimmung der *Legende* geht von einer *Faszination der Legende auf die Glücksfrage*²⁷ aus und beruft sich auf eine zentrale Funktionsambivalenz der Textsorte:

Wie Heiligkeit religionspsychologisch als eine “zusammengesetzte Kategorie” aus rationalen und numinosen Momenten gedeutet werden kann, so kann der Heilige prinzipiell zwei ganz verschiedene Rollen, die Hagiographie zwei Funktionen erfüllen. Als “*ethischer Virtuose*” ist er zur Nachfolge einladendes

24 Diese Feststellung kann ich nicht nachvollziehen, “Funktionen” einzelner Handlungen in komplexen Gefügen sind allenfalls partiell kalkulierbar.

25 Gumbrecht (Anm. 19), S. 44.

26 Ebd., S. 45.

27 Ein gewisser theoretischer “Makel” haftet an der notwendigen Einschränkung, daß der Bereich der Glücksfaszination nicht vollständig von der *Legende* abgedeckt wird. Andererseits erlaubt die These von der *Glücksfaszination* einen Zugriff der Gattungsforschung auf ‘*Legenden*’ genannte Texte, die sich ihr normalerweise völlig entziehen, etwa auf Plenzdorfs “*Legenden*”, deren eine der Umschlagtext wie folgt charakterisiert: “*Ungeachtet des Verstandes, dem es erlaubt ist, an diesem Buch teilzunehmen, ist die Legende vom Glück ohne Ende ein herzerreißendes Buch, denn sie enthält alles Glück, das man sich wünscht*”, allerdings auch “*alles Leid, vor dem man sich fürchtet*”.

Vorbild für Lebensbewältigung durch gerechtes Handeln; als "magischer Helfer" ist er der Garant für Lebensbewältigung durch Rekurs auf übernatürliche Mächte. Anders als für die erste Funktion, die Imitatio, sind für die Initiierung der zweiten Funktion der Heiligenverehrung, den magischen Zauber, der Verweis auf historische Faktizität des Lebens, die Grabesstätte und bereits gewirkte Wunder unerlässlich. Der spezifische "Kompromiß" der Legende [...] liegt also in ihrer *Funktionsambivalenz*, welche die theologisch legitime Imitatio explizit nahelegt, ohne theologisch anrühige, aber offenbar einem Rezipientenbedürfnis entgegenkommende magische Formen der Heiligenverehrung auszuschließen.²⁸

Zwei Glücks-Strategien wären somit von "der" Legende angeboten: die Relativierung diesseitigen Unglücks durch Verheißung einer höherwertigen jenseitigen Belohnung einerseits, durch Verweis auf übernatürliches Nothelfertum andererseits. Der Arbeitsprozeß meiner Untersuchung wurde durch die Zielsetzung dieser Gattungskonzeption wesentlich angeregt, wenngleich nicht in seinen Ergebnissen determiniert. Bei der Überprüfung des Gumbrechtschen Vorschlags anhand eines kulturell weit gestreuten Textmaterials, auch im Zuge einer Abstimmung des Gattungsmodells mit den Theoremen anderer involvierter Wissenschaften mußten zahlreiche Ergänzungen und auch grundsätzliche Revisionen vorgenommen werden; dennoch wird dadurch die wissenschaftliche Fruchtbarkeit des Ausgangsmodells in keiner Weise in Frage gestellt.

2. Worauf die Bestimmung "kulturanthropologisch" verweist

Seit dem 19. Jahrhundert stehen kulturhistorische und ethnologische Forschungen im Zentrum der sogenannten Kulturwissenschaften. Komplexe Darstellungen der gesamten Kulturgeschichte unter Einbezug historischer Gesellschaftskenntnisse und neuer Naturkenntnisse müssen nun Untersuchungen über spezifische Zusammenhänge weichen, die bald einen institutionellen Ort in neuentstehenden wissenschaftlichen Disziplinen finden, so in Sprach-, Literatur-, Religions- und Kunstwissenschaft, in Soziologie, Psychologie, Sexualwissenschaft u. a. m. Zur Erforschung nichteuropäischer, vermeintlich geschichtsloser (Kolonial-)Völker fand man sich im 19. Jahrhundert in der Ethnologie zusammen. Anstatt jedoch, wie ursprünglich intendiert, qualitative Unterschiede zwischen den Rassen festzustellen, trug die Ethnologie bald Belege für die prinzipielle Gleichwertigkeit rezenter Kulturen zusammen, verlor dabei freilich ihren spezifischen Gegenstand und verlegte sich in der Folge auf regionale Spezialgebiete. Die Ethnologie diffe-

²⁸ Gumbrecht (Anm. 19), S. 54f.

renzierte sich in Orientalistik, Indologie, Sinologie usw. aus. Eine deutsche Sonderentwicklung stellt die Volkskunde dar, die sich zunächst der Kulturgüter "einfacher Leute" im eigenen Lande annahm, sich seit ca. 1960 allerdings neben der stärker auf quantitative Methoden fixierten Soziologie als allgemeine empirische Kulturwissenschaft begreift.

In den USA nahm die Ethnologie als "cultural anthropology" einen regen interdisziplinären Kontakt zu anderen Sozialwissenschaften auf und wandte sich der Erforschung kultureller Aspekte des sozialen Lebens zu. Aus ihrer Tradition kamen in den letzten Jahrzehnten Impulse für komplexe kulturwissenschaftliche Untersuchungen nach Europa zurück und beförderten eine soziokulturelle Orientierung von Teilen der Geschichtswissenschaft. Westeuropäische Ethnologen regten das jüngere kulturwissenschaftliche Denken durch ihre funktionalen und strukturalen Kulturmodelle an und lenkten es auf den Zusammenhang von Gesellschaftssystem und kultureller Totalität. Zugleich wurde die Kenntnis von den Übertragungsmechanismen erweitert, durch welche objektive kulturelle Strukturen zu Praktiken und Vorstellungen der Menschen werden.

In diesen wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang fügt sich meine Legendenstudie ein. In Anknüpfung an Theorien der empirischen "cultural anthropology" und in der Hinwendung zu dynamischen Wechselbeziehungen zwischen sozialen Prozessen und institutionellen Strukturen, Normen, Lebensweisen und Mentalitäten wendet sie sich gleichzeitig von den universalgeschichtlichen Entwürfen der älteren spekulativen Kulturmorphologie ab. Daß die empirische Hirnforschung sich neuerdings wieder universalistischen Konzepten zuwendet und nach anthropologischen Konstanten (dabei u. a. nach einem allgemeinmenschlichen Vermögen zur Textklassensortierung) im Sinne weitgehend kulturunabhängiger Gegebenheiten fahndet, ist eine überraschende Entwicklung, deren Resultate und Konsequenzen noch abzuwarten sind.

3. Ziele aktueller Gattungsforschung zur Legende

Aufgrund der derzeitigen Verfassung einer zwischen mehreren beteiligten Disziplinen zersplitterten und zumeist an den Rändern der betreffenden Fächer angesiedelten Legendenforschung scheint es mir ausgeschlossen, heute an eine "abschließende" Monographie zu denken, welche die vorliegenden Forschungsergebnisse kumulieren und eine gültige Bestimmung der Gattung treffen könnte. Für meine Arbeit habe ich mir das Ziel gesteckt, die Gattung *Legende* – speziell für die Neugermanistik – (wieder) als würdiges, komplexes und interessantes Forschungsobjekt zu entdecken und zu begründen. Die diffuse und isolierte Diskussion soll sowohl zusammengeführt als

auch an eine Reihe parallel geführter Diskurse und Theoriekonzepte angeschlossen werden. Kulturspezifische Kurzschlüsse etablierter Legendenkonzepte, die aus einer vorrangigen Orientierung an christlich-mittelalterlichen Texten resultieren, sollen erkannt und abgebaut werden. Für verschiedene Varianten der Textsorte, insbesondere für ihre modernen Spielarten in industrialisierten Massengesellschaften, war ein geeigneter Verständnisrahmen zu finden und an Textbeispielen zu erproben.

C. Eine unvollständige Liste von Gattungskriterien der Legende

Meinen Ausführungen zur Legende liegt ein Konzept zugrunde, wonach *bestimmte* (nicht alle!) Gattungen Instrumente zur Wirklichkeitsbewältigung darstellen, die von spezifischen Einstellungen ihrer Produzenten und Rezipienten gegenüber Phänomenen ihrer jeweiligen Wirklichkeit zeugen. Unter kommunikationsanalytischer Perspektive folgt für intuitive, aber auch für reflektierte Urteile über die Gattungszugehörigkeit einzelner Texte, daß es sich dabei um Affirmationen oder aber Abwehrmaßnahmen bestimmter selektiver Weltwahrnehmungen und Weltdeutungen handelt, die in anerkannten Wirklichkeitsentwürfen eine Rolle spielen bzw. keinen Platz finden dürfen. Der instabile Textkanon der Gattung ist manifester Ausdruck dieses Sachverhalts.

Legenden werden in meiner Studie als sowohl historisch als auch strukturell-systematisch bestimmte Teilklasse einer Gruppe narrativer, dogmen- und publikumsbezogener Texte betrachtet. Zum wissenschaftlichen Ertrag der Untersuchung ist eine Liste von zwölf Kriterien zu rechnen, mit deren Hilfe wesentliche Grenzen und Spielräume der Gattung bestimmt werden. Dabei wird in diesem Anfangsstadium der Theoriebildung weder ein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, noch kann ausgeschlossen werden, daß zukünftig auf einzelne Kriterien, welche mit anderen hoch korrelieren, verzichtet werden kann. Allerdings wird allen Kriterien analytische Fruchtbarkeit unterstellt.

Auf die Ableitung, Explikation, theoretische Verknüpfung und Applikation jener Kriterien muß im Rahmen dieses knapp bemessenen Aufsatzes weitgehend verzichtet werden; die Verständlichkeit der Definitionen zumindest in wesentlichen Grundzügen voraussetzend, gebe ich diese im folgenden wieder, um die theoretische und begriffliche Ausrichtung meines Ansatzes zu demonstrieren; anschließend erfolgt eine knapp gehaltene Kommentierung.

- (1) Legenden produzieren symbolisch, und zwar auf narrative Weise, kognitive Dissonanz (Dissonanzkriterium).

- (2) Legenden reduzieren symbolisch (diskursiv, narrativ und/oder pragmatisch-kontextuell) die zuvor erzeugte kognitive Dissonanz (Konsonanzkriterium).
- (3) Legenden leiten ihre kognitive Spannung (wie auch einige ihrer Strategien zu deren Reduktion) aus dem – wie auch im Einzelfall interpretierten – in der sog. Achsenzeit²⁹ “entdeckten” Gegensatz von Immanenz und Transzendenz ab (Achsenkriterium).
- (4) Legenden beziehen sich explizit, implizit oder pragmatisch-kontextuell auf religiöse oder religiösen Systemen struktur- und funktionsverwandte Dogmengebäude; dieser “Theologie”-Bezug der Legende ist ihre effektivste Strategie zur Reduktion kognitiver Dissonanz (“Theologie”-Kriterium).
- (5) Legenden stellen “Heilstatsachen” dar, deren Existenz bzw. Kenntnis für ihr kongeniales Publikum *unmittelbar bedeutungsvoll und verwertbar* ist und über den Wert bloßer Information hinausgeht. Ein nicht-kongeniales Publikum kann diesen Anspruch aus Text und Kontext rekonstruieren (Relevanzkriterium).
- (6) Legenden beanspruchen hinsichtlich ihrer Autorisierung, Relevanz und Verbindlichkeit einen mittleren Geltungsstatus zwischen für *wahr angesehenem* (kanonischem) und *fiktionalem* Schrifttum einer Kulturgemeinschaft (Statuskriterium).
- (7) Legenden insistieren in der Regel darauf, daß ihr Erzählstoff durch ein wirkliches Geschehen fundiert ist; sie begünstigen entsprechende Rezeptionshaltungen oder verzichten wenigstens auf deren Widerlegung. Legenden lassen sich also nicht ohne wesentliche Verkürzungen auf Didaktik bzw. systematisches Wissen reduzieren (Wirklichkeitskriterium).
- (8) Für die Konfliktstruktur von Legenden sind Dualität, äußerste Zuspitzung und Verortung in Realität und Transzendenz zugleich charakteristisch (Kon-

29 Der Begriff “Achsenzeit” entstammt einer älteren, methodisch relativ spekulativ Universalgeschichte betreibenden Phase der Geschichtswissenschaft, wurde in den letzten Jahrzehnten aber durch viele Detailstudien von Historikern, Ethnologen, Religionswissenschaftlern und Soziologen empirisch untermauert. Wenn man die “verfrühte” ägyptische Situation sowie die “verspätete” islamische ausklammert, konzentrieren sich weltweit auf das erste vorchristliche Jahrtausend eine Reihe außerordentlich wirkungsmächtiger Veränderungen, welche auf das Auftauchen und praktische Bewältigen einer neuartigen Spannung zwischen transzendenten und innerweltlichen Ordnungsvorstellungen bezogen sind. Groß und komplex gewordene Hochkulturen unterliegen in dieser Epoche strukturell revolutionären Differenzierungs- und Rationalisierungsschüben. Die Legende wird von mir als typisches Kind jenes in gewisser Weise “aufgeklärten” Zeitalters und seiner inneren Spannungen interpretiert, wobei unterstellt wird, daß bestimmte Wahrnehmungsformen, Problemdefinitionen und Lösungswege jener Epoche außerordentlich zählebig und in spezifischen kulturellen Milieus bzw. in bestimmten Transformationen auch noch in unserer Gegenwart virulent sind.

fliktkriterium). (Dabei ist der "Transzendenz"-Begriff weit auszulegen, also nicht ausschließlich christlich oder religiös aufzufassen.)³⁰

(9) Legenden tendieren als positiv auf Dogmen bezogene Narrationen dazu, durch die Einrichtung des Aussagevorgangs (Schein)Objektivität zu konstruieren (Objektivitätskriterium).

(10) Legenden sind Phänomene sozialer Routine, obwohl sie Unterbrechungen bzw. Störungen solcher Routine thematisieren (Routinekriterium).

(11) Legenden halten ein Dogmensystem mit seinen entsprechenden Ordnungsschemata präsent (Markierungskriterium).

(12) Legenden unterstützen Menschen bei ihrer Daseinsbewältigung durch sinnliche Differenzierung, Identifizierung und Integration (Unterstützungskriterium).

Kommentar zu den Gattungskriterien:

(1) Mein *Dissonanzkriterium* beschreibt in der theoretischen Sprache der Sozialpsychologie ein wichtiges Element der Legende, das traditionell als inhaltlich-stoffliches aufgefaßt wird: das Wunder, die religiöse Erweckung oder Bekehrung etc. Im Unterschied zu jener Tradition wird dieses Element jedoch auf einer kommunikativen Ebene (und zwar sowohl inner- wie außer-fiktional) angesiedelt und als Effekt der Konfrontation verschiedener kognitiver Bezugssysteme interpretiert. Die Theorie der kognitiven Dissonanz nimmt für eine betroffene Person eine gewisse Menge von Kenntnissen an, die sich auf die Realität beziehen, wobei auch symbolische und abstrakte Realitäten miteinbezogen werden. Falls nun zwischen zwei Kognitionen "relevante" Beziehungen bestehen, unterscheidet die Theorie je nach Verträglichkeit dieser Informationen "konsonante" und "dissonante" Beziehungen. Kognitive Dissonanz, die immer einen Zustand der Spannung in einem kognitiven Feld darstellt, ist beispielhaft mit dem Einbruch des Übernatürlichen in die Alltagswelt verbunden, sobald es deren gewohnte Gesetze und Spielregeln außer Kraft setzt. Solche Ereignisse desorientieren die Betroffenen, worunter im Zusammenhang mit der Legende in jeweils spezifischer Weise empirische Leser, den Texten eingestaltete Leserrollen wie auch bestimmte fiktive Figuren fallen können. Nach dem Postulat der Theorie der kognitiven Dissonanz tendieren die betroffenen Personen dahin, derartige geistige Spannungszustände entweder zu vermeiden oder ihnen zu entkom-

30 Gegen die Mehrheit der Forschung schließe ich mich hier mit Nachdruck der Gattungsausweitung durch Gerhard Haas (Legenden, Stuttgart 1986 [= Arbeitstexte, RUB 9597], S. 8) an.

men, theoretisch einfacher formuliert: *kognitive Dissonanz zu reduzieren*. Das Dissonanzkriterium erlaubt m. E. eine Abgrenzung der Legende von benachbarten religiösen Textsorten wie den *visiones*, den Apokalypsen oder frommen, exemplarisch-vorbildhaften Anekdoten, Exempeln und Autobiographien, die sich in der Hauptsache zumeist in *einer* geistigen "Bezugswelt" bewegen. Außerdem können Legenden präzise von eindeutig als Fiktionen gekennzeichneten Texten wie Märchen, Fabeln, Traumberichten, Lügengeschichten usw. unterschieden werden. Darüber hinaus verzichtet das Kriterium auf eine substantiell-absolute Definition "des Wunders" (und verwandter Phänomene), sondern erschließt es als kultur- und kommunikationsbedingtes Ereignis der differenzierenden Analyse.

(2) Das *Konsonanzkriterium* trägt der Tatsache Rechnung, daß Legenden sich nicht mit der durch "Wunder" u. ä. erzeugten *kognitiven Dissonanz* zufriedengeben, sondern ihren fiktiven Figuren und Lesern umgehend eine geeignete Strategie zur *kognitiven Reorientierung* anbieten. Legenden unterscheiden sich in diesem Strukturzug grundsätzlich von Grotesken und Schauergeschichten ("weird fiction"), welche ihren Lesern Fluchtwege vor *kognitiver Dissonanz* gerade abzuschneiden suchen. Legenden beziehen sich zum Zwecke der Reduktion *kognitiver Dissonanz* nicht nur auf eine intersubjektiv etablierte dogmatische Bezugstheorie ("Theologie" im weitesten Sinne), sondern sie fangen den "verstörenden" Einbruch des Transzendenten in der Regel durch Vorausdeutungen, intertextuelle und institutionelle Verknüpfungen ab; sie folgen also bekannten Handlungs- und Ereignisschemata, so daß die frappierenden Vorgänge der Geschichten den meisten Lesern als genrespezifisch vertraut sind, d. h. als konsonant erscheinen können.

(3) Das *Achsenkriterium* bindet die Entstehung des Genres an eine bestimmte historische Konstellation fortgeschrittener kultureller Komplexität und Differenzierung (vgl. Anm. 29!); im Lichte dieser Verknüpfung der Textsorte mit bestimmten Zügen ("Ideologemen", "Spannungen", "Problemstellungen", "Grundfragen", "Systemzwängen") einer spezifischen kulturellen Konstellation ist m. E. dann auch die Frage des historischen Endes der Textsorte zu diskutieren. Mit Hilfe des *Achsenkriteriums* lassen sich Legenden von Erzählungen abgrenzen, welche narrativ erzeugte Effekte *kognitiver Dissonanz* später auf ausschließlich rationalistische Weise als Scheinwunder, Betrügereien, Zufallsverkettungen etc. reduzieren. Die Darbietungsstrategie solcher Textsorten läuft darauf hinaus, Dissonanzeffekte als Scheindissonanzen zu entlarven; d. h. die Alltagslogik bleibt entgegen einem vorläufigen Leseindruck immer in Kraft. Gruselgeschichten zeigen die Unzulänglichkeit der Alltagslogik auf, ohne ihre Defizite auszugleichen. *Legenden aber ergänzen die Alltagslogik durch eine Ausnahmelogik*.

(4) Das "Theologie"-Kriterium versucht mit großer Behutsamkeit, freilich auch einer "fruchtbaren Unschärfe", die Art und Weise des Dogmenbe-

zugs von Legenden zu beschreiben. Im Hinblick auf die ausdifferenzierte Situation der abendländischen Neuzeit und Moderne, in welcher ein zersplittertes Christentum in mehr oder minder freier Konkurrenz zu politischen und quasi-politischen Ideologien mit religiösen Teilfunktionen, noch transzendenzärmeren Philosophien, psychoanalytischen "Lebensweisheitsfetzen" u. a. mehr steht, läßt sich nicht mehr einfach von religiösen Dogmensystemen reden. Weltweit sind verschiedene Religionen durch unterschiedliche "Dogmatisierungsgrade" bzw. Auslegungsspielräume charakterisiert. Variabel sind aber auch einzelne Auffassungen innerhalb ein und derselben Religion zu verschiedenen Zeiten bzw. durch Autoren distinkter Milieus. Durch komplexe Interpretationsarbeit muß im Einzelfall der Unterschied zwischen (noch) einschlägigen Dogmen-Systemen und nicht (mehr) einschlägigen Ideologien und Theorien ermittelt werden.

(5) Mit Hilfe des *Relevanzkriteriums* wird Gumbrechts Rede von der Glücks-Faszination der Legende (vgl. Anm. 19) für eine Applikation genrespezifisch eingeschränkt und präzisiert. Das Kriterium lenkt den Blick des Analytikers auf das weite und gattungskonstitutive Feld der "Anwendungen". Darüber hinaus wird auch dem nicht-gläubigen Rezipienten ein für ihn adäquater Zugang zur Legende angeboten. Einzeltextinterpretationen zeigen, daß das Relevanzprinzip ein Schlüsselkriterium zur Beurteilung moderner legendenartiger Texte darstellt.

(6) Bislang konnte nicht ausgeschlossen werden, daß bestimmte religiöse Narrationen (wie im christlichen Bereich beispielsweise die biblischen Berichte vom Weihnachts- und Ostergeschehen) als Legenden gelten müßten, obwohl ihnen die theologische Tradition den überlegenen Status geoffenbarter Wahrheit zuerkennt. Das Problem erwächst aus einem Widerspruch von textstrukturellen und pragmatisch-institutionellen Aspekten. Das *Statuskriterium* trägt nun dem institutionellen Vorgang der kirchenpolitischen Kanonisierung bestimmter Texte Rechnung. (Der hier praktizierte gattungstheoretische Ansatz verankert also das Genre in einer komplexen Struktur, die sowohl vom internen sprachlich-rhetorisch-poetischen Aufbau seiner Texte konstituiert wird wie auch von deren kulturellen und kommunikativen Kontexten. Wollte man sich nicht auf einen bestimmten Kontext festlegen, wäre ein und derselbe Text u. U. gleichzeitig als Historie, Legende, Märchen oder Lügengeschichte anzusprechen, was möglicherweise einen rezeptionsgeschichtlichen, aber keinen gattungstheoretischen Sinn machte.) Relevanz- und Statuskriterium gewährleisten übrigens im Zusammenspiel die Grenzziehung zwischen den sachlich verwandten Genres Legende und Sage.

(7-9) *Wirklichkeits-, Konflikt- und Objektivitätskriterium* scheinen mir (zumindest hinsichtlich des hier im begrenzten Rahmen eines Aufsatzes erreichbaren Explikationsniveaus) bereits in den Definitionen hinlänglich bestimmt, so daß sich eine Kommentierung erübrigt.

(10) Das *Routinekriterium* ist aus einer religionssoziologischen Analyse der ambivalenten Rolle religiöser und quasireligiöser Institutionalisierungsprozesse abgeleitet. Legenden thematisieren Momente einer überwältigenden religiösen Erfahrung, aber sie werden produziert und rezipiert an Plätzen und zu Zeiten, da die dunklen Trommeln Gottes mehr oder weniger verstummt sind und seine Engel nicht mehr allzu offensichtlich unter den Menschen wandeln. Religiöse Erfahrungen blieben ohne institutionelle Rahmenstruktur singuläre Phänomene, aber andererseits bezahlen institutionalisierte Religionen Handlungssicherheit und Stabilität mit Substanzverlusten: Legenden bilden in dieser Problemsituation ein *Instrument des Ausgleichs*: Sie erzählen im Umfeld entfremdeter, bürokratischer und legalistischer Religiosität von Akten charismatischer Erfahrung, beleben dadurch Glauben und Erinnerung an solche Akte, geben sogar Hoffnung auf zukünftige Offenbarungen derartiger Qualität, bewahren aber Abstand und halten das – aus bürokratischer Sicht – gefährlich-chaotische Potential von Einbrüchen des Transzendenten auf Distanz.

(11) Das *Markierungskriterium* bezieht sich auf die Beobachtung, daß Legenden dazu dienen, bestimmte Dogmensysteme mit ihren Sinn-, Ordnungs-, Wert- und Normvorstellungen in vielfältigen Lebensbereichen der Menschen möglichst umfassend und intensiv zu verankern. (Diese Hypothese ergänzt in pragmatisch-kommunikationsanalytischer Hinsicht das textstrukturell angelegte "Theologie"-Kriterium.)

(12) Was das *Relevanzkriterium* in erster Linie textstrukturell beschreibt, wird vom *Unterstützungskriterium* pragmatisch ausgeweitet; Legenden erleichtern ihren Lesern und Hörern freilich eher den Umgang mit latenten Wünschen, Ängsten, Defiziten usw. als mit singulären Problemen. Das Kriterium erlaubt den Anschluß an erklärungskräftige sozialwissenschaftliche Ansätze wie z. B. moderne ethnologische Varianten der einst von Thorstein Veblen initiierten *Prestige-Theorie*. (Legenden verteilen "Prestige" innerhalb der Figurenkonstellation ihrer Geschichte deutlich ungleichgewichtig; damit wird für alle Beteiligten sofort dreierlei geleistet: Ihr spezifisches Prestige, sei es hoch oder niedrig, sichert jedem einen Platz in einem Ordnungsgefüge, d. h. in der Sprache der Soziologie: Prestige *differenziert*, *identifiziert* und *integriert*. Außerdem scheint es mir nach der Logik jener Theorie nicht unplausibel, daß Legenden ihr Publikum von den scharfen Anforderungen der Zeugenschaft und Vorbildlichkeit, welche normalerweise an Mitglieder religiöser Gemeinschaften gestellt werden, paradoxerweise entlasten, indem sie nämlich Prestige in unverhältnismäßiger Weise auf die Heldenfigur konzentrieren.)

D. Ausblick

Dieser Aufsatz konnte natürlich nur Teilaspekte der in Anmerkung 1 genannten Arbeit ansprechen; wegfallen mußten hier u. a. Betrachtungen zu vor-achsenzeitlichen Literatursystemen, Überlegungen zur systematischen und historischen Spannweite der Gattung, darunter die Erörterung schichten-, medien- und kulturkreisspezifischer Varianten; unberücksichtigt blieben auch konkrete Textbeispiele und -analysen.

Durch die Neubestimmung des mit der Textsorte als korrespondierend gedachten Wirklichkeitsentwurfs stehen plötzlich auch wieder die innerhalb der Legendenforschung bislang intensiver besprochenen, nach allgemeiner Auffassung "traditionell gebauten" und daher in ihrem Gattungscharakter angeblich unproblematischen Legendentexte neu zur Diskussion. Urteile sind beispielsweise darüber gefordert, ob bestimmte Aspekte des achsenzeitlichen Wirklichkeitsentwurfs unter veränderten Bedingungen überhaupt noch in traditioneller Weise thematisiert und vermittelt werden können, ohne den Wirklichkeitsentwurf selbst grundsätzlich zu gefährden. Diese Frage hat einen systematischen und einen pragmatischen Aspekt. So führt ihre Beantwortung zu dem im Zuge meiner Arbeit nicht mehr angepackten Problem, Status und Wechselwirkung von Gattungsreflexion (die sich pragmatischer Kriterien bedient) und tatsächlicher Praxis zu analysieren, sowie auf die Frage nach Faktoren, Rahmenbedingungen und Abläufen konkreter Kanonbildung.³¹

Wurde die Gattung im Rahmen meiner Untersuchung von einem Wirklichkeitsentwurf her abgeleitet, also quasi von "außen" und "oben" her, so scheint es mir nun ein Desiderat zu sein, die Legende unter Bezug auf das vorgestellte Theoriekonzept systematisch von den Einzeltexten her in den Blick zu nehmen, wozu ich selbst nur Ansätze leisten konnte. Nähere Aufmerksamkeit verdienen dabei die Organisationsformen und Konstituenten der den Texten eingestalteten kommunikativen Beziehungen. Auch im *Intertextualitätskonzept* sehe ich einen vielversprechenden theoretischen Rahmen, zu einem Korpus relevanter "legendenartiger" Texte zu kommen. Vom Konzept einer "*Selektionsstruktur*" der Gattung her wäre ein theoretischer Zugriff auf restriktive Textmerkmale möglich. Ich habe bewußt darauf verzichtet, über die allgemeinen Gattungskriterien hinaus konkrete Oberflächen-Eigenschaften für Legenden festzuschreiben; einerseits erschien mir das Risiko zu groß, den gerade – nicht ohne Mühe – ausgedehnten Gattungsbegriff wieder vor-schnell einzuschränken, andererseits ist es eine Frage der Darstellungsökonomie, ob noch einzelne Textmerkmale aufgezählt werden sollen, die sich

31 Zahlreiche Aspekte dieses Problemkreises erörtern die einzelnen Beiträge des von Aleida und Jan Assmann hrsg. Bandes *Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II*. München 1987.

mehr oder weniger zwingend aus allgemeiner gefaßten Gattungskriterien ergeben.

Das Stichwort der *Definitions-Ökonomie* führt auf den alten Grundsatzstreit zurück, ob literarische Gattungsbestimmungen in Analogie zur naturwissenschaftlichen oder auch linguistischen Praxis möglichst sparsam oder aber, einem anderen Gegenstande gemäß, vielmehr besonders reich auszufallen hätten. Ich neige weder der einen noch der anderen Auffassung zu, sondern plädiere für eine Orientierung an der *empirischen Wahrnehmungsfähigkeit* und natürlichen Klassifikationskompetenz der Benutzer von Gattungssystemen. Daß diese Kompetenz ihren Benutzern in aller Regel nicht bewußt ist, setze ich voraus; dennoch sollte das Phänomen erforschbar sein. Fragen der Gattungsbestimmung und -unterscheidung wären u. U. mit Hilfe von *Frame-Theorien als Probleme der Konstitution* und des Wechsels von Bezugsrahmen zu erörtern. Welche Konstituenten aber hinreichend und nötig sind, um beispielsweise für Vertreter einer bestimmten Kultur den Bezugsrahmen "Legende" aufzurufen (oder entscheidend zu stören), betrachte ich als prinzipiell empirische Frage. Mehr oder minder abstrahierende Kriterien-Kataloge von der Art des oben entworfenen dienen demnach als hypothetische und explikatorische Modelle für konventionelle Wahrnehmungs- und Klassifikationsgewohnheiten eines wie weit auch immer gefaßten Kulturkreises.

Für einzelne Subgenres von Legenden sollten in nächster Zeit Beschreibungen gefunden werden, welche die Besonderheiten der spezifischen Varianten besser und konkreter erfassen. Daß die hier entwickelten allgemeinen *Gattungskriterien der Überprüfung und Erprobung* bedürfen und daß die historische und regionale Differenzierungs- und Konkretisierungsarbeit eigentlich erst noch zu leisten ist, bedarf kaum der Erwähnung.³²

32 Die wissenschaftliche Fruchtbarkeit des Achsenzeit-Konzepts für die Legendentheorie konnte von mir nicht annähernd ausgeschöpft werden. Beispielsweise mußte ich völlig darauf verzichten, die achsenzeitliche Neufassung der Zeitvorstellung (diskontinuierliche Zeitauffassung) und deren sprachlich-literarische Auswirkungen zu thematisieren.